

Gottfried Keller und die deutsche Sprache

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **24 (1940)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

alles wiederholen, sondern schließen mit dem aus Amerika heimgekehrten Martin Salander, dem die Heimat „der alte Boden“ ist, „wo meine Sprache seit fünfzehnhundert Jahren erschallt“.

Gottfried Keller und die deutsche Sprache.

„Herr Staatschreiber, Ihr schreibt staatsmässig“, so schrieb ihm ein Kenner, Fr. Th. Vischer, Professor der Ästhetik in Tübingen. „Kellers Sprache, das eigentliche Mittel seiner Kunst“, sagt die reichsdeutsche Dichterin Ricarda Huch, „hat nicht nur den unmachahmlichen Reiz der Eigenart, sondern ist auch schön und musterhaft, insofern sie sich ihre Gesetze geschaffen hat, die für jedermann gelten. Er beherrscht die unerklärliche Kunst, die unendlich oft gebrauchten und abgetragenen Worte neu erscheinen zu lassen, dadurch geeignet, eine noch unbekanntere, nur sich selbst gleiche Welt aufzubauen. Nie ist ein Wort oder eine Wendung gesucht, und doch erscheinen alle, als wären sie noch nie dagewesen, frisch von Meisterhand geprägt. Es kam ihm dabei wohl zugute, daß er als dialektredender Schweizer an einem Urquell der deutschen Sprache saß; was den Ausschlag gibt, ist aber doch seine Intelligenz und seine Persönlichkeit. Aber den Zusammenhang derselben mit seinem Stile kann man nichts Treffenderes sagen, als was er selbst gelegentlich getan hat: Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen: ich fürchte immer manieriert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehmen und passioniert werden wollte.“

Aus dieser Kennzeichnung seiner Sprache wollen wir nur wiederholen: „Frisch von Meisterhand geprägt“. Es ist ja in der Tat nicht nur der Inhalt und der Gehalt seiner Werke, was uns packt; es ist auch die Art, wie er es sagt. Man kann bei fast jedem Satz einen Augenblick stehen bleiben und sich am bloßen Ausdruck freuen. Wie hoch die Art dieses in der Mundart aufgewachsenen „Aussländers“ in Deutschland selbst geschätzt wird, dafür sei als Beispiel noch der Vorsitz der Deutschen Sprachvereins, ein alter Nationalsozialist, erwähnt, der an der Hauptversammlung von 1935 seine Landsleute bei aller Anerkennung einer vernünftigen Mundartpflege doch vor ihrer Übertreibung warnen zu müssen glaubte (1935! im Dritten Reich!) und auf drei Muster schriftdeutscher Erzählungskunst hinwies: Storm, Keller und Meyer, also auf zwei Schweizer!

Wie gewissenhaft es Keller nahm mit dem Ausdruck, ersehen wir am besten, wenn wir uns an seinen Schreibstisch versetzt denken und ihm zusehen, wie er den Wortlaut eines Werkes für eine neue Auflage überarbeitet. Das erlaubt uns der eben erschienene 4. Band des „Grünen Heinrichs“, wo im Anhang der Text der 3. Auflage (1884) genau mit dem der 2. (1879) verglichen wird. Da sehen wir, wie der Dichter einen Ausdruck etwas mildert oder verdeutlicht, bestimmter faßt, vereinfacht, der Umgebung besser anpaßt, anschaulicher gestaltet. So wünschte der Konfirmand Heinrich Lee ursprünglich nicht, „aus dem Kreise der Rechtschaffenheit und Braubheit“ wegzufallen; später läßt er die blaffen Nachsilben „heit“ fallen und schreibt „aus dem Kreise der Rechtschaffenen und Braven“. „Höhere“ Gemütsfreuden werden „tiefgehende“. Auf das für Anna gemalte Bildchen setzt er seinen Namen zuerst in „schöner“ Schrift, dann in „gotischer“. Aus Gründen des Wohlklangs vermeidet Keller den Zusammenstoß gleichlautender Mitlaute; deshalb schöpfen die Kinder nicht mehr aus „dieser Übung Gelegenheit“, sondern „aus dieser Sitte die Kunst“. Wo aber Gleichklang dem Ohre angenehm ist, stellt er ihn her, und aus „beliebt und geschätzt“ wird „geliebt und geschätzt“. Unbeabsichtigten Gleichklang aber tilgt er, und aus der Pflicht des Staates,

die Erziehung jedes seiner Kinder „zu Ende zu führen“, wird die Pflicht, sie „weiter zu führen“. Für das Fastnachtsspiel hatten die Leute zuerst nur ihre altherkömmliche Sonntagstracht „anzuziehen“, dann „anzulegen“ gebraucht. Besonders sorgfältig merzt er die Häufung eines und desselben Hilfszeitwortes aus, auch wenn er dabei einen ganzen Satz umformen muß. Er schätzt das Tätigkeitswort und bei diesem die starken Formen; deshalb „backte“ Vater Jakoblein seine Pfannkuchen nicht mehr, sondern er „buk“ sie. Ein Ärgernis ist ihm die nachlässige Verwendung der Hilfszeitwörter in ihrer abgeblaßten Grundbedeutung; deshalb ersetzt er „haben“ durch „besitzen“; die Regierung, die vorher in einem bestimmten Gerücht „war“, „stand“ jetzt darin. Nach „wegen“ setzte er ursprünglich den Wem-, dann den Wesfall. Aus dem bezüglichen Fürwort „welcher“ wird „der“. Die Richter, die Heinrichs Ausschluß aus der Schule beschloßen, saßen zuerst „ein Bleistift vor sich“ am Tische; offenbar schwankte der Dichter, ob es nicht heißen müsse „einen Bleistift“, und umging die Schwierigkeit, indem er den Bleistift durch „ein Schreibzeug“ ersetzte.

Selten sind Änderungen im Satzbau, doch auch da griff er manchmal vereinfachend ein, oder er veränderte dem Wohlklang zuliebe die Wortstellung. Trotz aller Sorgfalt sind einige Satzgebilde stehen geblieben, die der Dichter als richtig empfand, die uns aber heute stören. So läßt er etwa das Fürwort für den Satzgegenstand weg, wenn er sich aus dem vorausgehenden Satze erraten läßt: „Nachdem sie (Frau Margret) . . . eine Reihe von mühseligen Jahren durchgekämpft hatte, gelang es ihr, einen Trödelkram zu errichten, und erwarb sich mit der Zeit . . .“ — wir vermissen das „sie“ vor „erwarb“. Eine stehende Eigentümlichkeit von Kellers Stil haben wir darin, daß er bei aufeinander folgenden Nebensätzen das bezügliche Fürwort nicht wiederholen zu müssen glaubt, wenn es dieselbe Form hat, obgleich es ein einmal im Wer-, dann im Wenfall steht. Von seiner Großmutter erzählt Heinrich: „Ich empfand eine Art von Scheu, vor eine ergraute Frau zu treten, die ich noch nie gesehen und mir eher als eine gestorbene Vorfahrin denn als eine lebende Großmutter erschien“ — offenbar hätte den Verfasser der Gleichklang des nach „und“ wiederholten „die“ mehr gestört als die Umstellung der grammatischen Beziehung, gegen die wir heute empfindlicher sind. Das erzieht man besonders deutlich aus folgendem Beispiel: Ursprünglich lebte man „mitten in der Reihe der blutigen oder trockenen Umwälzungen . . . und Verfassungsänderungen, die man Putzsch nannte und Schachzüge waren auf dem wunderlichen Schachbrette der Schweiz“. In der Handschrift für die 2. Auflage hat Keller das Fürwort „die“ vor „Schachzüge“ richtig eingesetzt, im Probedruck dann aber wieder gestrichen und auch in der 3. Auflage nicht wieder eingesetzt.

Kurz vor der 4. Auflage (1889) war Otto Schröders Schrift „Vom papierenen Stil“ erschienen und hatte im Namen der lebendigen Sprache den Kampf gegen das Wörtchen „derselbe“ eröffnet (den dann Wustmann 1890 in seinen „Sprachdummheiten“ kräftig fortsetzte). Auch Keller war darin als Sünder, wenn auch mit Respekt, behandelt; gerade sein „Grüner Heinrich“ war als in hohem Grade „derselbig“ bloßgestellt. Für die ersten Bogen der neuen Ausgabe war es schon zu spät; auf den nächsten aber veranstaltete der Dichter eine scharfe Jagd und schrieb z. B. statt „mit demselben“ (nämlich dem Wort) „damit“ habe sich ihm eine Einsicht kundgetan. Von einem Mann hieß es zuerst: „Er bedurfte einer trefflichen . . . Büchse; die Übung mit derselben war ihm der edelste Zeitvertreib“; daraus wurde: „. . . ihre Handhabung . . .“ Statt „das Ausbleiben desselben“ heißt es nur: „Sein Ausbleiben“

— gewiß nicht zum Nachteil. Doch gab Keller den Kampf gegen das Wörtchen als aufregend und aussichtslos auf; auch erhielt er die spätern Probebogen nicht mehr.

Was uns aber bei diesen sprachlichen Verbesserungs-
bemühungen noch besonders fesselt, ist die Tatsache, daß er sich, wie schon früher bei der Neuauflage des ersten Seldwylerbandes (worüber wir schon in Nr. 11/12 des Jahrgangs 1921 berichtet), auch im „Grünen Heinrich“ die Reinigung von Fremdwörtern hat angelegen sein lassen. Wie er dort (in „Bankraz“) aus der „Confusion“ eine „Verwirrung“ machte, aus einem „noblen“ Weib ein „edles“, aus einer „Arrondierung“ eine „Abrundung“, (in „Frau Regel Amrein“) aus dem „Rebenspalier“ eine „Rebenlaube“, so wird hier aus dem „Contrakt“ ein „Vertrag“, aus einer „isolierten“ Stellung eine „einsame“, aus „Etikette“ „Sitte“, aus einer „Scene“ ein „Auftritt“, aus „brüskieren“ „rasch zupacken“, aus „regulieren“ „ordnen“ usw. Freilich meint der gelehrte Herausgeber, gleich ein Sicherheitsventil anbringen zu müssen gegen die Gefahr, daß sich ein Leser Kellers zum Muster nehmen und sich zur Sprachreinigung bekennen könnte. Er fügt nämlich die Bemerkung bei, diese Verdeutschungen seien nicht geschehen „mit dem Fanatismus eines Xenophoben“. Gewiß nicht; auch hätte Keller kaum gewußt, was eine Xenophobe ist; sicher hätte er selbst nicht so gesagt, sondern etwa: „Aberseifer eines Fremdwortjägers“. (Ein Xenophobe ist, wer Fremdes fürchtet.) Daß er aus „jovialen“ Einladungen „kordiale“ machte, also das Fremdwort durch ein anderes Fremdwort ersetzte, ist begreiflich; „herzlich“ hätte zu herzlich geklungen. Und wenn er sogar einmal ein deutsches Wort durch ein fremdes ersetzt, nämlich „Gegend“ durch „Lokalität“, so geschieht das in der Darstellung seiner Lehrzeit unter dem „Schwindelhaber“ und ist nicht der einzige Fall, wo Keller das Fremdwort benutzt, um Falsches von Echtem zu unterscheiden. So auch in den Entwürfen zum „Grünen Heinrich“ in dem Satze: „Ohne die große und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus (ich sage absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe) ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding“.

Wir sind Jonas Fränkel Dank schuldig für die sorgfältige Kleinarbeit in der sprachlichen Vergleichung der verschiedenen Ausgaben. Sie beweisen, daß Keller an seiner Sprache nicht so fein gefeilt hat wie Meyer (dessen „leiser Hang zur Manieriertheit, wo nicht Affektation des Stiles“ ihn ärgerte), aber doch viel feiner als Gotthelf. Inwieweit er staatsmäßig hat er geschrieben, unser Staatschreiber.

Gottfried Keller und die Rechtschreibung.

Im Anhang zu den „Gesammelten Gedichten“ (Bd. II, 2) spricht der Herausgeber Fränkel schließlich noch von Kellers Stellung zur Rechtschreibung, die auch in den zu des Dichters Lebzeiten erschienenen Werken durchaus nicht einheitlich war. Keller lebte und schrieb in einer Zeit, da die deutsche Rechtschreibung sich „aus jahrhundertalter Verwahrlosung“ befreite und vereinfachte, und er unterstützte diese Bewegung, ging ihr sogar stellenweise voran. Er war gewohnt, am Ende einer Silbe auch nach t die Dehnung durch h anzu-
deuten (z. B. roth, Rath), aber schon beim Druck der Erstausgabe des „Grünen Heinrich“ (1854/5) ließ er dieses h tilgen, was dann ja auch die amtliche Regelung von 1880 allgemein durchgeführt hat. Ihm selber entschlüpft noch in den achziger Jahren hie und da ein th, aber dann streicht er das h durch, manchmal das ganze Wort, das er dann nochmals, aber ohne h schreibt. In seinem Eifer tut er das

sogar bei Thron und Äther, also bei Fremdwörtern (wenn man „Thron“ als solches bezeichnen will), wo das h 1880 geschützt wurde, weshalb er es in seinem Handexemplar der Gedichte dann wieder handschriftlich einsetzte. Auch andern Vereinfachungsvorschriften stimmte er — im Gegensatz zu seinen Altersgenossen Storm, Heyse, Meyer — zu und schrieb z. B. an Heyse (1882), allen „Todtenbeinen“ werde „unbarmherzig das weichliche Knorpelfutter des d weggeschlagen“. Auch die Verdoppelung der Selbstlaute, z. B. in „Schaar“, verschwindet, und der in Fremdwörtern sonst so beliebte Buchstabe C muß dem K weichen; der Kamerad wird also Kamerad und der Takt Takt. Er schreibt etwa nach alter Gewohnheit noch Wildniß, ersetzt dann aber das ß durch ein s. Früher gab es Zeitwörter auf —ieren und solche auf —iren, und Keller machte die Unterscheidung in der Schrift noch gewohnheitsmäßig mit; der Setzer folgt ihm darin, muß dann aber regelmäßig nach des Verfassers Anweisung noch ein e einschieben, wo es fehlt. Auch in der Zusammenschreibung der Wörter macht er mit: „Recht tun“ wird „rechtun“, „zu Handen“ wird „zuhanden“. Er sieht eben voraus, daß diese Vereinfachungen nicht bloß vernünftig sind, daß sie auch durchdringen werden, und will vermeiden, daß die Schrift seiner Bücher nach wenigen Jahren jüngern Augen als „zopfig und ungeschickt“ erscheine. Noch beim Abdruck seines letzten Werkes wirft der Schweizer dem reichsdeutschen Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, in der „Martin Salander“ erschien, Rückständigkeit in der Rechtschreibung vor. Da Keller also offenbar für Vereinfachung und Vereinheitlichung (um nicht zu sagen: Gleichschaltung) der Schreibweise war, hatte Fränkel ganz recht, wenn er die Wortbilder den heutigen Vorschriften anpaßte, außer wo durch die Schreibweise die alemannische Herkunft bezeichnet wurde, wenn das nicht gar zu ungewohnte Wortbilder ergab. So hat Keller als Alemanne immer „Raffe“ geschrieben; auch seine Schreibweise „wol“ läßt sich so erklären; wenn er dann aber folgerichtigerweise auch „sowol“ und „obwol“ schrieb, so läßt sich das kaum mit seinem Alemannentum rechtfertigen, denn in urchigem Schweizerdeutsch kommen diese Wörter gar nicht vor, und der Herausgeber beging keinen Verrat, wenn er „wohl, sowohl und obwohl“ drucken ließ.

Nicht dieselbe Sorgfalt wie der Schreibweise widmete Keller den Satzzeichen. Wenn er nicht unmittelbar für den Setzer schrieb, hielt er sich nicht mit Beistrichen auf (so kann man nämlich sagen für „Komma“). Schrieb er für den Druck, so hielt er sich an die Schulregeln und die Logik. Sein Grundsatz war, wie er zu Auerbach äußerte: man solle so schreiben, daß, wenn alle Satzzeichen verloren gingen, der Stil dennoch klar und ausdrucksvoll bliebe.

Schweizerdeutsches über Gottfried Keller.

Die „Zürcher Illustrierte“ hat zum Gedenktage eine in Wort und Bild sehr gut und schön ausgestattete Sondernummer herausgegeben. Etwas peinlich wirkt darin nur die Umfrage, die die Schriftleitung an etwa zwanzig nach Alter, Beruf, Geschlecht usw. verschiedene Volksgenossen gerichtet hat, um zu erfahren, wie weit Keller geistiger Besitz des Volkes sei. Wenn aber, wie die Vorbemerkung richtig erklärt, „diese Stichproben nicht stichhaltig“ sind, warum sie denn veröffentlichen? Das wäre sicher nicht im Sinne des Dichters gewesen. Peinlich wirkt stellenweise auch das Schweizerdeutsch, das dabei entstand; denn die Fragen waren in Mundart gestellt und wurden (außer vom Schauspieler) in mehr oder minder urchigem Schweizerdeutsch beantwortet